

Leseprobe

Gero von Randow
Wenn das Volk sich erhebt. Schönheit und Schrecken der Revolution

Kiepenheuer & Witsch Verlag, Köln 2017
ISBN 978-3-462-04876-6

S. 9-13 & 34-45 & 56-62



VORWORT

Vor 100 Jahren, im Jahr 1917, siegte die russische Oktoberrevolution.

Die Revolution! Ein großes Wort. Es hat seine Anziehungskraft nicht verloren. Es gehört zu den meistbenutzten politischen Begriffen. Im Sommer 2016 hat es gar ein amerikanischer Präsidentschaftskandidat zu seinem Schlüsselwort gemacht, und zwar allen Ernstes: der US-Senator Bernie Sanders, mit 75 Jahren, umjubelt von jungen Leuten.

Anders als Wörter wie »Kaiser« oder »Proletariat« zeigt das Wort »Revolution« nicht nur in die Vergangenheit, sondern auch in die Zukunft. Auf ungewisse, womöglich turbulente Zeiten, die noch kommen werden.

Ist das jetzt Optimismus oder Pessimismus? Es ist Realismus. Die Revolution ist schon so oft für tot erklärt worden, dass man mit ihrem Weiterleben rechnen sollte.

Revolutionen sind erhabene Ereignisse. Menschenmassen ziehen durch die Straßen, füllen Plätze, stürmen Gebäude, stürzen Machthaber, machen Geschichte. Das ist noch keine Definition, sondern nur eine Beschreibung, die aber auf einen Wesenszug hinweist: Revolutionen sind Gefühlereignisse (weshalb dieses Buch auch ein emotionales Buch ist). Die revolutionären Massen empfinden Hass und Liebe zugleich. Und je größer der Widerstand

gegen die Revolution, desto tiefer empfinden die Revolutionäre Hass und Liebe. In Revolutionen bewegen sich nicht nur die Gedanken, sondern auch die Körper, deswegen sind, ja deswegen müssen sie emotional sein. Sie sind konkret und nicht abstrakt. »Strukturen gehen nicht auf die Straße«, lautete ein geflügeltes Wort der Rebellen im Pariser Mai 1968, ein anderes: »Revolutionen sind Feste oder sie sind nicht«.

Die anstürmende Revolution ist ein Gefühlserlebnis, ihr Scheitern ist es allerdings auch. Wie der »arabische Frühling«. Weitere Wechselbäder von Euphorie und Depression stehen bevor, da bin ich mir sicher. Erst Enthusiasmus, dann Katzenjammer. Zwei sehr unterschiedliche Emotionen, nicht nur wegen des positiven und des negativen Gehalts, sondern weil die Begeisterung stets ein kurzlebigeres und intensiveres Gefühl ist als die Enttäuschung. Begeisterung reißt mit, Enttäuschung zieht herab.

Berühmt geworden sind die Worte, mit denen Georg Wilhelm Friedrich Hegel die Wirkungen der Französischen Revolution von 1789 auf die Gemüter der Zeitgenossen beschrieb: »Eine erhabene Rührung hat in jener Zeit geherrscht, ein Enthusiasmus des Geistes hat die Welt durchschauert, als sei es zur wirklichen Versöhnung des Göttlichen mit der Welt nun erst gekommen.«¹ Danach landeten die Schwärmer wieder auf der Erde.

Diese emotionale Eigenschaft von Revolutionen hat eine weitreichende Folge: Sie bleiben lebendig. Romane, Gedichte, Lieder, Bilder, Filme geben die Gefühlserlebnisse über Generationen weiter, mehr noch, diese hochemotionalen Erlebnisse werden wiederholt, aktualisiert, noch einmal empfunden.

Revolutionen sind Gemeinschaftserlebnisse. Gemeinschaftliche Befreiungsakte und, leider, oft auch gemeinschaftlich begangene Grausamkeiten.

Ihre Schönheit: Das ist der dramatische Moment der Befreiung. Der Sozialphilosoph Herbert Marcuse, Vaterfigur rebellierender Studenten, schrieb im Jahr 1969 in seinem »Versuch über die Befreiung«, sie sei »nur als die Weise denkbar, in der freie Menschen (oder vielmehr Menschen, die praktisch dabei sind, sich selbst zu befreien) ihr Leben solidarisch gestalten und eine Welt aufbauen, in welcher der Kampf ums Dasein seine häßlichen und aggressiven Züge verliert«.²

Eine umfassende Transformation der Gefühle. An die Stelle individuell empfundener Verzweiflung tritt das Erleben gemeinschaftlicher Stärke; »alle kämpfenden Kollektive kennen diesen Moment der katastrophischen Erregung, des intensiven Glücks, mag es auch vergänglich sein, das der Entdeckung der eigenen Kraft nachfolgt, einer Kraft, derer man sich zuvor nicht fähig fühlte«, schreibt ein anderer Sozialphilosoph: Frédéric Lordon, einer der intellektuellen Wortführer der französischen Alternativbewegung »nuit debout«.³

So schön die Befreiung, so schrecklich die Gewalt. Revolutionäre Massen können im Nu zu Täterkollektiven werden, die gemeinschaftlich zu Handlungen fähig sind, die ein Einzelner niemals verüben würde. Die Anwesenheit der anderen Wütenden senkt den Rechtfertigungsaufwand für Gewalttaten.

Man höre genau hin bei den Revolutionsliedern, die bis heute gesungen werden: Viele von ihnen singen das Lob der Lynchjustiz. »Die Aristokraten an die Laterne!«, heißt es im Sansculottenchanson »Ça ira«, und Hanns Eisler

vertonte den »Roten Wedding«, den der Dichter Erich Weinert mit folgendem Text versah:

»Hier wird nicht gemeckert, hier gibt es Dampf,
denn unsre Parole heißt Klassenkampf,
nach blutiger Melodie!«

Nach blutiger Melodie also. Sagen wir es so: Wäre die Welt so beschaffen, dass sie Revolutionen überflüssig machte, sie wäre glücklicher. Doch sie ist schreiend ungerecht.

Und das Unrecht ist sichtbarer als je zuvor, nicht nur das, seine Darstellung wird auf erschütternde Weise bildlicher. Erst kam die Druckerpresse, dann das Radio, das Fernsehen, und heute erzeugt das Internet das Bild der Welt: Die Medien werden heißer, um einen Begriff des kanadischen Medientheoretikers Marshall McLuhan (1911–1980) zu verwenden, sie werden emotionaler, schneller, erregender. Sie gehen unter die Haut.

Revolutionen kämpfen um die Körper und um die Sprache, sie sind kommunikative Ereignisse. Die Machthaber ebenso wie die Rebellen organisieren und verabreden sich, verbreiten praktische Informationen sowie Aufrufe und Ideen, stören die Kanäle der anderen Seite. Zu den traditionellen taktischen Zielen eines Aufstandes gehören Rundfunk- und Fernsehstationen. Dieser mediale Wesenszug der Revolution wird durch das mobile Internet noch radikalisiert, wie sich während des sogenannten arabischen Frühlings erwies. Zwar scheiterte dieser beinahe überall (bis auf Wiedervorlage), es bleibt aber dennoch richtig, dass die digitale Technologie wegen ihrer Internationalität, Flexibilität und ihres Massencharakters den sich erhebenden Völkern letztlich mehr als ihren Unterdrückern nützt.

Wir werden das noch etliche Male erleben. Zwei tektonische Platten, die eine heißt Möglichkeit und die andere Wirklichkeit, reiben sich im Untergrund unserer Welt aneinander, bauen eine tellurische Spannung auf. In welchen Formen wird sie sich entladen?

Die Zeit der Erhebungen, Rebellionen, Aufstände und Revolutionen ist jedenfalls nicht vorüber. Sosehr dieses Buch daher auf vergangene Revolutionen zurückblickt, soll es doch auch das Potenzial zukünftiger Erschütterungen erahnen lassen.

2 ANNÄHERUNG AN EINEN BEGRIFF

Legendär, wenngleich nicht belegt, ist der Wortwechsel zwischen Ludwig XVI. und dem Herzog de La Rochefoucauld-Liancourt am Abend des 14. Juli 1789, des Tags, an dem in Paris die Bastille gestürmt wurde. Der König soll konsterniert gesagt haben. »Aber das ist eine Revolte!« Daraufhin der Höfling: »Nein, Sire, das ist eine Revolution.«

Aber was ist eine Revolution? Versuchen wir zunächst eine Skizze. Sie wird unscharf bleiben. Am Ende des Buches sind die Konturen vielleicht deutlicher, aber so viel steht fest: »Revolution« ist einer jener Begriffe, deren Ränder nicht begrenzt sind, sondern verlaufen. Es ist wie mit dem Begriff des Menschen: Ich bin einer, ein Stein ist keiner, aber es gibt problematische Fälle (Neandertaler, Embryonen im Vierzellstadium, Leichen).

Revolution heißt Umwälzung. Und um den Begriff einzuschränken, schließen wir von vornherein bestimmte Vorgänge aus, wie zum Beispiel Revolutionen der Industrie, der Technik, der Mode, der Sexualität und so weiter, obgleich derartige Umwälzungen durchaus mit Revolutionen in unserem Sinne zu tun haben können: Die industrielle Revolution brachte die Arbeiterklasse hervor, die

technischen Revolutionen trugen mit Druckerpresse oder Internet zur Verbreitung revolutionärer Bewegungen bei; die Art und Weise wiederum, sich zu kleiden, wandelt sich mit den Revolutionen – denken wir nur an die phrygischen Mützen der Französischen Revolution, die Kosuth-Bärte der revolutionär gesinnten Ungarn im 19. Jahrhundert, den Mao-Look der Siebzigerjahre oder an die Che-Guevara-T-Shirts; sogar die »sexuelle Revolution« ist auf mehr als eine Weise mit den revolutionären Aspirationen der 68er verwoben.

Der Feminismus ließe sich ebenfalls als Revolution bezeichnen. Er erschüttert das Patriarchat, verändert also die Machtverhältnisse, und zwar durchaus unter Massenbeteiligung. Der Feminismus ist außerdem mit einigen klassischen Revolutionen eng verwoben. Die Französische Revolution wurde zwar lange Zeit von Männern als ausschließliches Werk von Männern beschrieben, aber in Wahrheit spielten Frauen in mehreren Episoden der Revolution eine entscheidende Rolle. Es gab damals auch Publizistinnen, die den logischen Schluss zogen: Menschenrechte für alle bedeuten das Ende der Männervorrechte. Doch noch ehe die Revolution endete, war diese Stimme schon wieder erstickt. Frauen durften in der Spätphase der Jakobinerherrschaft keine Revolutionssymbole mehr tragen, sich auch nicht in Klubs versammeln, und die Frauenrechtlerin Olympe de Gouges endete 1793 unter der Guillotine.

Der Kampf für Frauenrechte war auch Element der Russischen Revolution – und definitiv der tunesischen. Gleichwohl zählt der Feminismus nicht zu den Revolutionen, die ich mit diesem Buch meine. Ebenso wenig wie die Aktivitäten kalifornischer Hightech-Unternehmen,

die mithilfe radikal neuer Technologien die Gesellschaften umkrempeln wollen. Beide sind sehr wohl politisch und zielen auf eine Neuverteilung von Macht, dennoch geht es in diesem Buch um einen andersartigen Vorgang: Veränderungen der Staatsmacht, die sich als mehr oder weniger auseinandergezogene Kette von Explosionen vollziehen, ohne spektakuläre Massenaktionen undenkbar wären und eine veränderte gesellschaftliche Landschaft hinterlassen. Was zugegebenermaßen eine sehr vorläufige Annäherung an den Revolutionsbegriff ist, eine Hilfskonstruktion, wenn man so will, die wir später wieder vergessen können, wenn wir unseren Gegenstand gründlicher beleuchtet haben.

In der Geschichte kommt es auch hin und wieder zu Revolutionen der Herrschenden – doch das sind Revolutionen nur im übertragenen Sinn: radikale Weichenstellungen, vorgenommen von den Mächtigen, die ein Land modernisieren. »Soll Revolution sein, so wollen wir sie lieber selber machen als erleiden«, äußerte sich Bismarck, und er meinte damit den Krieg gegen Österreich im Jahre 1866, dessen Ergebnis ein preußisch geführter deutscher Nationalstaat war; damals ging der Begriff einer »Revolution von oben«¹⁰ um, später sollte auch der revolutionstheoretisch beschlagene Friedrich Engels den Ausdruck für die Ereignisse des Jahres 1866 übernehmen. Der amerikanische Revolutionshistoriker Crane Brinton nennt als weitere Beispiele für Revolutionen von oben die kemalistischen Reformen in der Türkei, die Meiji-Restauration in Japan oder die vom amerikanischen General Douglas MacArthur nach dem Zweiten Weltkrieg in Japan durchgeführten Reformen – die gesellschaftliche Wirkung aller dieser Umwälzungen reichte Crane Brinton zufolge wei-

ter als diejenige der großen Revolutionen von unten, die er untersucht hatte.¹¹

Als Revolution von oben lassen sich wohl auch die Reformen Peters des Großen im frühen 18. Jahrhundert bezeichnen, und mit Sicherheit zählt das brutale Modernisierungs- und Kollektivierungsprogramm zu ihnen, das die sowjetischen Kommunisten Ende der Zwanzigerjahre des vorigen Jahrhunderts durchsetzten. Es sollte die im Oktober 1917 revolutionär errungene Macht für alle Zukunft sichern; man darf nicht vergessen, dass für die sehr geschichtsbewussten Bolschewiki die Französische Revolution, auf die sich gerade Lenin immer wieder argumentativ bezog – und mit ihr auf die Niederlage der Jakobiner –, nicht viel länger her war als für unsereins die deutsche Novemberrevolution von 1919.¹² Die Bolschewiki stellten sich immer wieder die Frage, wie die Macht behauptet werden konnte. Insofern hat auch die stalinistische Revolution von oben mit dem Thema dieses Buches zu tun, eben als Folge einer Revolution von unten.

Aber in den folgenden Kapiteln soll es dann doch fast ausschließlich um die Momente gehen, in denen das Volk sich erhebt und Geschichte macht.

Das Gegenteil der Langeweile

Was fällt noch auf? Zunächst, dass das Wort Revolution sich ganz gut mit einem Ausrufezeichen macht: Revolution!

Sie ist immer aufregend. Eine Verdichtung auf dem Zeitstrahl. Sie ist das Gegenteil der Langeweile.

Am 15. März 1968 erschien ein Artikel in der französischen Tageszeitung *Le Monde* unter der Überschrift »Wenn Frankreich sich langweilt«. Der Autor beklagte die politische Windstille angesichts empörender Verhältnisse in der Welt und im Lande selbst. Wenig später revoltierten die Schüler und Studenten, sodann die Arbeiter, und für einen historischen Moment war die Staatsmacht regelrecht paralysiert – so schnell kann es manchmal gehen.

Doch war der Pariser Mai von 1968, mit seinen Massendemonstrationen und dem wochenlangen Generalstreik, nun eine Revolte oder eine Revolution? Sosehr er die Macht erschütterte, er konnte sie nicht zum Einsturz bringen. Die aufbegehrenden Studenten und Arbeiter stellten die Machtfrage nicht. Die Studenten, weil sie nicht konnten, und die Arbeiter, weil sie nicht wollten.

Viele Aktivisten des Pariser Mai allerdings waren Revolutionäre, denn sie glaubten tatsächlich an einen unmittelbar bevorstehenden Umsturz der Verhältnisse. An die greifbare Nähe einer neuen Welt ohne Ausbeutung, Arbeitszwang und beklemmenden Alltag, an den Sieg der Lebensfreude, der Kunst und der freien Sexualität – kein Wunder, dass derartige Verheißungen auf mich, den damals 15-Jährigen, und ebenso auf viele meiner Freunde und Altersgenossen starke Wirkung hatten. Wir hielten die Revolution für aktuell.

»Die Aktualität der Revolution: dies ist der Grundgedanke Lenins«¹³, schrieb der ungarische Marxist Georg Lukács im Jahr 1924, also zu Beginn einer Zeit, die Historiker später als »Stabilisierungsperiode« bezeichnen sollten und in der die Revolution ironischerweise inaktuell wurde.

Vielleicht kann man es sich so vorstellen: Revolutionen sind nicht einfach das Produkt einer lang anhaltenden Entwicklungsphase entlang der Zeitachse, sondern sie existieren latent immer, im virtuellen Raum der Geschichte, solange es Grund zur Empörung gibt. Und wenn gewisse Bedingungen herangereift sind, durchtunneln Revolutionen die Barriere zwischen dem Irrealen und dem Realen und treten als Aktualität in die Welt.

Das ist natürlich nur eine bildhafte Umschreibung. Revolutionen sind ein diesseitiger Vorgang und nicht die Materialisierung einer irgendwo im Jenseits schwebenden Kategorie. Diese Beschreibung soll nur die Latenz der Revolution nahelegen. Den Umstand, dass es immer Menschen gibt, die ein ganz Anderes im Kopf haben. Die dazu bereit sind, nach dieser Idee zu handeln, wenn sie glauben, dass es so weit ist.

Wir sehen: Die Revolution begrifflich zu fassen ist ungefähr so leicht, wie ein Stück Seife in der Badewanne zu fangen. Überhaupt ist die Revolution eine Meisterin der Täuschung und Überraschung. Wo sie anwesend zu sein scheint, ist sie manchmal in Wahrheit abwesend, etwa in postrevolutionären Situationen, in denen nur noch die bunten Kulissen mit den aufgemalten Kämpfern herumstehen – und umgekehrt: Es gibt Ruhezeiten der Geschichte, in denen sich in Wahrheit die revolutionären Kräfte sammeln.

Revolutionen bereiten sich abseits des aktuellen Kleinkleins vor, im Verborgenen, und irgendwann brechen sie in die Realität ein, überraschend, schockierend; dann breiten sie sich aus und reißen alles mit sich, wie eine Naturgewalt. Am 24. Oktober 1793 schreibt der deutsche Revolutionär Georg Forster aus Paris an seine Frau: »Die

Lava der Revolution fließt majestätisch und schon nichts mehr. Wer vermag sie abzugraben?«¹⁴ – damit kommentierte er die Ausrottung der widerständigen Landbevölkerung Westfrankreichs durch die Pariser Revolutionäre. Beschreibungen von Revolutionen bedienen sich immer wieder derartiger Naturmetaphern, da ist die Rede von Erdbeben oder Flutwellen, wie sie kommen die Revolutionen scheinbar aus dem Nichts, sind stärker als das Individuum, »sie verbreitern sich in ihrem Verlauf wie die Flüsse«¹⁵, wie es bei Chateaubriand heißt, dem Augenzeugen und melancholischen Gegner der Französischen Revolution. Und noch einmal Forster: »Die Revolution ist ein Orkan, wer kann ihn hemmen? Ein Mensch, durch sie in Tätigkeit gesetzt, kann Dinge tun, die man in der Nachwelt nicht vor Entsetzlichkeit begreift.«¹⁶ Zwei Wochen, nachdem Forster dies formuliert hatte, starb er im Pariser Exil an einer Lungenentzündung, »verlassen und im Elend«, wie Gustav Landauer schreibt, der Herausgeber seiner Briefe. Landauer, selbst ein Revolutionär, wurde im Jahr 1919 im Münchener Zuchthaus Stadelheim fast totgeschlagen und dann erschossen. So vergehen die Menschen.

Sie sind die Sternschnuppen. Revolutionen sind die Kometen.

Sie schlagen in den ruhigen Gang der Geschichte ein. Sie verändern ihren Lauf. Sie zerstören und sie erschaffen.

Meist bringen sie eine neue Staatsverfassung hervor. Als nach dem Sturz des tunesischen Diktators Ben Ali die Forderung nach einer verfassunggebenden Versammlung populär wurde, begriff jedermann, dass es sich um eine Revolution handelte und nicht bloß um einen Wechsel des Personals an der Staatsspitze.

Mit einer Revolution springt die Politik auf ein anderes

Gleis. Doch beim Politischen allein bleibt es nie, denn es ist Mittel zum Zweck. Zu welchem Zweck? Der Zwecke gibt es viele, so wie es viele Klassen, Schichten, Gruppen und Kulturen in einem Land gibt. Jede Gesellschaft braucht eine politische Formel, die einander zuwiderlaufenden Zwecke auszutariieren, denn anderenfalls herrschte permanenter Bürgerkrieg. Revolutionen nun kündigen die bestehende Formel und erzeugen eine neue. Indem sie das Politische verändern, wirken sie auf die gesellschaftlichen Verhältnisse.

Die Letzten werden die Ersten sein

Das ist insbesondere dann der Fall, wenn Eigentumsverhältnisse zur Gänze oder zum Teil umgeworfen werden. Eigentum ist nicht einfach das Verhältnis einer Person zu einer Sache, sondern ein vom Staat definiertes Verhältnis der Menschen untereinander. Eigentum ist ein verliehener Machttitel. Paragraf 903 des Bürgerlichen Gesetzbuches bestimmt: »Der Eigentümer einer Sache kann, soweit nicht das Gesetz oder Rechte Dritter entgegenstehen, mit der Sache nach Belieben verfahren und andere von jeder Einwirkung ausschließen« – Eigentum ist gesellschaftlich und fast immer politisch bestimmt, durch den Staat. Revolutionen rütteln an dieser Bestimmung. Etwa daran, dass einer herrschenden Kaste der erste Zugriff auf die Ernten zustünde. Oder auf die Staatseinnahmen.

Solche Veränderung geschieht selten auf einen Schlag, auch wenn der Angriff auf die Bastionen des alten Eigen-

tums (Kirche, Gutsbesitzer, Kapitalisten, Parteioligarchen, Kleptokraten) schlagartig erfolgen mag. Doch wenn eine Revolution nach einem ersten Umsturz der Verhältnisse eine neue Gesellschaftsorganisation aufbauen soll, ist dies ein langwieriger Prozess.

Im Jahr 1820, also etwa drei Jahrzehnte nach der Französischen Revolution, schrieb deren Augenzeuge Henri de Saint-Simon: »Die Krise, in der sich der politische Körper seit 30 Jahren befindet, hat ihren tiefsten Grund in dem vollkommenen sozialen Wandel, der sich zurzeit in den zivilisiertesten Nationen vollzieht (...). Genauer gesagt besteht diese Krise im Wesentlichen im Übergang vom feudalen und theologischen zum industriellen und wissenschaftlichen System. Sie wird unvermeidlicherweise dauern, bis sich dieses neue System voll herausgebildet hat.«¹⁷ Saint-Simon sagt mit diesen Worten, dass die Revolution von 1789 einen Prozess freigesetzt hat, in dem sich die Gesellschaft änderte. Und er sagt noch etwas: dass nämlich nicht nur die Art und Weise, zu produzieren und zu verteilen, sondern auch diejenige, argumentativ zu begründen, also der Diskurs, Gegenstand der revolutionären Erneuerung ist – das meint er mit dem Übergang vom theologischen zum wissenschaftlichen System. Revolutionen sind politisch, gesellschaftlich und kulturell. Sie sind stets auch Kulturrevolutionen. Also mehr als nur ein Machtwechsel, mehr als nur eine Umverteilung von Privilegien.

War dann die Englische Revolution des 17. Jahrhunderts überhaupt eine?

Aber ja, auch wenn sie nicht sofort eine neue Gesellschaftsordnung einführte. Die Englische Revolution trat zunächst als Wiederherstellung der Rechte des Landadels und eines Teils des Bürgertums auf, als Wiedereinsetzung

der vom König beiseitegeschobenen alten Institutionen. Aber in ihrem Verlauf machte die Revolution die Politik zur öffentlichen Angelegenheit und legte den Grund des englischen Verfassungsstaates. Auf diesem konnte dann allmählich und über Jahrhunderte hinweg eine neue, bürgerliche Gesellschaft wachsen.

Und die amerikanische?

In Amerika bestand die Revolution aus der Loslösung einer sich neu konstituierenden bürgerlichen Gesellschaft vom britischen Kolonialreich, dessen politische und soziale Struktur sie nicht umzuwerfen brauchte, sondern mit elegantem Gründerschwung umging (die vorgefundene Gesellschaft der Indianer rottete sie hingegen aus). Die Kolonisten konstruierten ihren Gesellschaftsverband aufgrund mitgebrachter religiöser Vorstellungen, aufklärerischer Ideen und politischer Erfahrungen neu. Sie begründeten einen modernen Staatstypus, dessen bloße Existenz sogleich revolutionierend auf Europa wirkte. Auch das war eine Revolution, wenngleich sie untypisch verlief. Ihre Wahrheit ist der berühmte Satz aus der Unabhängigkeitserklärung von 1776: »Alle Menschen sind gleich geschaffen«, und ihre Lüge betraf die Indianer und die Schwarzen.

Oder die algerische?

In Algerien wird der antikoloniale Befreiungskrieg von 1954–1962 als Revolution bezeichnet. Woran liegt das? Dient es nur der Rechtfertigung der »Nationalen Befreiungsfront« (FLN), jener Partei also, die aus der führenden Organisation des antikolonialen Kampfes hervorgegangen ist und die dem heute über Algerien herrschenden Clan als politische Hülle dient? Soll der Begriff »Revolution« also bloß die Machthaber legitimieren? So sehen es

die jungen Leute, die ich in Algerien getroffen habe und die überzeugt davon sind, dass dem Land seine wahre Revolution erst bevorstehe.

Und doch war der Sieg über die Franzosen eine Revolution. Frantz Fanon, Arzt und Schriftsteller aus Martinique, schrieb 1961 in seinem legendären Buch »Die Verdammten dieser Erde«: »Auf welchem Niveau man es auch betrachten mag – der zwischenmenschlichen Begegnungen, der Umbenennungen von Sportvereinen, der Zusammensetzung von Cocktailpartys oder der Polizei, der Aufsichtsräte von Staats- oder Privatbanken –, die Dekolonisierung ist ganz einfach die Ersetzung einer ›Sorte‹ von Menschen durch eine andere ›Sorte‹.«¹⁸ Wenn man die Dekolonisierung präzise beschreiben wolle, heißt es bei Fanon, dann genüge der wohlbekannte Satz »Die Letzten werden die Ersten sein«.¹⁹

Die Algerier waren unter dem Kolonialregime die Letzten, sie sind es seit der Revolution nicht mehr.

Der Satz, den Frantz Fanon zitierte, entstammt dem Neuen Testament. Man muss nicht religiös sein, um den Zauber dieser Verheißung zu spüren. Auf ihm beruht die Wirkung, die Bob Dylans berühmte Zeilen haben:

»The line it is drawn, the curse it is cast
The slow one now will later be fast
As the present now will later be past
The order is rapidly fadin'
And the first one now will later be last
For the times they are a-changin'«

In der Bibel charakterisiert dieser Gedanke den Jüngsten Tag. Werden solche Ideen ins Extrem gesteigert, können

sie fatale Wirkung haben. Ultras jeder politischen oder religiösen Couleur haben sich schon fanatisiert, weil sie an den Endkampf glaubten. Das nahende Alles oder Nichts schließt jeden Kompromiss aus. Wir werden dem Phänomen in diesem Buch noch ein paarmal begegnen.

Die Letzten wurden die Ersten auch in Südafrika. Auf Kuba – nun ja, sagen wir es so: Bis zur Revolution Fidel Castros waren Kubaner entweder der letzte Dreck, oder sie waren die herausgeputzten Affen der USA. Seither indes herrschen auf der Insel Kubaner über Kubaner, auch wenn die Allerletzten von damals, die Afrokubaner, nach wie vor die Letzten sind (was das Castro-Regime übrigens selbstkritisch einräumt). Doch dass Kuba von Kubanern regiert wird, und nur von ihnen, das ist nicht mehr rückgängig zu machen. So wird es auch bleiben, wenn die Schranken zwischen Kuba und den Vereinigten Staaten wieder fallen sollten. Kann sein, dass dann die reichen Exilkubaner die Macht übernehmen. Unter ihnen durchaus Leute, die von sozialen Rechten nicht viel halten oder die Revanche nehmen wollen. »Aber es sind wenigstens Kubaner und keine Gringos«, das habe ich auf Kuba mehrfach gehört.

Revolutionen sind keine Episoden, nach denen alles so weitergeht wie bisher. Ja selbst wenn sie scheitern, selbst wenn die Konterrevolution sich durchsetzt, lassen sie sich nicht mehr rückgängig machen. Doch auch wenn eine Revolution siegt, entspricht das Ende nicht dem anfänglichen Ziel. So ist es nie ausgegangen. Revolutionen enden stets mit einer Enttäuschung, mit dem Sieg der Wirklichkeit über den Traum und daher mit Melancholie. Und mit bleibender Sehnsucht. Denn der Traum verschwindet nicht.

Marxismus und seiner geistigen Quellen sowie soziologischer und politischer Analyse.²⁷ Lenin konnte sich dafür auf Karl Marx und Friedrich Engels berufen, in deren »Manifest der Kommunistischen Partei« es heißt: »Die Kommunisten sind also praktisch der entschiedenste, immer weitertreibende Teil der Arbeiterparteien aller Länder; sie haben theoretisch vor der übrigen Masse des Proletariats die Einsicht in die Bedingungen, den Gang und die allgemeinen Resultate der proletarischen Bewegung voraus.«²⁸ Die revolutionäre Organisation als institutionalisierte Besserwisseri.

Dieses Konzept setzten die Bolschewiki in der 1919 gegründeten Kommunistischen Internationale (Komintern, KI) gegen den »Luxemburgismus« durch; die polnisch-deutsche Marxistin Rosa Luxemburg hatte sich mehrmals gegen das Prinzip einer Revolutionselite gewandt. Ein tragischer Sieg Lenins. Er trug dazu bei, dass sozialistische Revolutionen nach ihrem Sieg diktatorischen Charakter annahmen, nicht nur in Russland, sondern auch in China und anderswo.

Ein vorläufiger Revolutionsbegriff

Ziehen wir eine erste Zwischenbilanz: Was haben wir?

Revolutionen sind mitreißende Ereignisse, sie mobilisieren die Massen, sie zerstören politische und gesellschaftliche Modelle, um sie letztlich durch neue zu ersetzen, und stellen damit Zäsuren der Geschichte dar. Sie sagen etwas Wahres und sind doch ein Moment der Lüge, außerdem

ein Moment von Wut und Gewalt, Schönheit und Schrecken. Sie bringen Anführer hervor und leider auch Diktatoren. Sie ersetzen den Traum nicht ohne Rest durch Realität, weshalb er als enttäuschter Traum fortbesteht. So weit unser bisheriger Befund.

Das sind freilich alles nur Annäherungen. Im Verlauf dieses Buches werden weitere hinzukommen, und das Gefundene soll noch vertieft werden. Fragt sich nur, wonach wir suchen. Wirklich nach einer vereinheitlichenden Theorie, die alle Revolutionen umfasst? Hier kommt gleich der Spoiler: So eine Theorie existiert nicht, und sie ist auch unmöglich.

Der Philosoph Florian Grosser nennt sein instruktives Einführungsbuch über dieses Thema sinnvollerweise »Theorien der Revolution« und nicht »Theorie«²⁹; er schreibt darin, »ein wesentliches Merkmal von Begriffen und Theorien der politischen Revolution« sei »deren Heterogenität«. Und Crane Brinton beginnt sein Standardwerk »The Anatomy of Revolution« von 1936 mit dem schönen Satz »Revolution is one of the looser words«.³⁰

Hier hilft vielleicht der Begriff der Familienähnlichkeit weiter, wie ihn der Philosoph Ludwig Wittgenstein verwendete: Es gibt Begriffe, Wittgenstein nennt als Beispiel den Begriff »Spiel«, die miteinander verwandte Objekte bezeichnen, ohne dass sich die Verwandtschaft im Sinne eines Stammbaums systematisieren, also begrifflich strikt festlegen ließe.³¹ So wie das Spiel lässt sich auch das vielgestaltige Phänomen der Revolution besser mithilfe konkurrierender Theorien als mit einem Großmodell erfassen.

Das ist nicht etwa eine spezifische Besonderheit dieses Phänomens, sondern liegt am Charakter dessen, was wir Geschichte nennen. In der Geschichte, darauf wies

der Philosoph Isaiah Berlin hin (der übrigens als Kind die Russische Revolution in Sankt Petersburg erlebte), wirken zu viele unterschiedliche Details aufeinander – kleine und große Menschengruppen, ökonomische Faktoren und geografische, politische, kulturelle, religiöse, technologische und seelische –, als dass eine strikte Kategorienbildung oder gar die Konstruktion formaler Modelle möglich wäre, die auch nur annähernde Voraussagen erlauben. Es komme hinzu, meinte Berlin, dass historische Situationen einander nur wenig ähnelten, weshalb sich fast nie eine ausreichend große Grundgesamtheit einander entsprechender Vorgänge ergebe, aus der sich ein Modell extrahieren ließe.³² Ganz so methodenpessimistisch wollen wir hier nicht sein, uns aber gerne von Isaiah Berlin warnen lassen und nicht alles einer umfassenden Theorie unterordnen. Ein marxistischer Ansatz sähe natürlich anders aus: Ihm zufolge ist Geschichte nicht das Zusammenspiel von Faktoren, sondern sind vielmehr die sogenannten Faktoren stets nur Aspekte eines integrierten Ganzen, das außerdem sogar noch einen Wesenskern hat. Diese substantialistische und totalisierende Geschichtsauffassung hat der Marxismus von Spinoza und Hegel geerbt. Sie ist ein kühnes Programm, das freilich dem wuselnden Durcheinander der Geschichte nicht gerecht wird.

Stattdessen also Modellpluralismus. So zu denken, ein wenig lose, hat den Vorteil, dass wir von der Englischen, Amerikanischen, Französischen und sogar der Russischen Revolution in einem Atemzug reden können, obgleich sie doch ausgesprochen unterschiedlich waren; immerhin gründete kein Geringerer als Crane Brinton seine »Anatomy of Revolution« auf einen Vergleich just dieser vier so unterschiedlichen Umwälzungen.

Doch anstatt den Revolutionsbegriff nun allzu nonchalan-
t aufzulockern, soll an dieser Stelle wenigstens eine Zen-
tralachse eingezeichnet werden: »Das Wort ›revolutionär‹
ist nur auf solche Revolutionen anzuwenden, deren Ziel
die Freiheit ist«³³ – so schrieb es der Mathematiker Marie
Jean Antoine Nicolas Caritat, Marquis de Condorcet. Der
Marquis, Teilnehmer der Revolution von 1789, hatte es
als Liberaler schwer gegen die Robespierri-
sten und starb schließlich durch Gift, vielleicht war es Selbstmord, man
weiß es nicht. Sein Ausspruch ist logisch widersprüchlich
formuliert, aber den Sinn wollen wir übernehmen. Er er-
laubt es nämlich praktischerweise, bestimmte Phänomene
auszuschließen, obwohl sie eine gewisse Ähnlichkeit mit
revolutionären Bewegungen haben, etwa Dschihadismus
und Faschismus.

Die dschihadistischen Bewegungen des »Islamischen
Staats« (IS), von al-Qaida und anderen, so unterschied-
lich sie auch sein mögen, erinnern an revolutionäre Strö-
mungen, weil auch sie sich gegen korrupte Eliten wenden
und dem Volk ein kommendes Reich des Anstands, der
Tugend und der sozialen Gerechtigkeit versprechen. Ihre
Ideologie ist diejenige einer absoluten Säuberung. Es wird
oft behauptet, der IS strebe mittelalterliche Verhältnisse
an, aber wenn wir einen Vergleich mit der europäischen
Geschichte benötigen würden, wäre eher an die Mitte des
16. Jahrhunderts zu denken, nämlich an die Schreckens-
herrschaft des Tugendapostels und Radikalreformators
Johannes Calvin in Genf, die nicht weniger grausam war.

Auch die Dschihadisten haben Verbündete, Geldgeber
und Mitkämpfer im Ausland, wie die Revolutionäre; ihre
Truppen bestehen zu einem nicht geringen Teil aus inter-
nationalen Brigaden, außerdem genießt der Dschihadis-

mus in etlichen armen Ländern Sympathien im Volk. Ich erinnere mich an einen Aufenthalt im tansanischen Daresalam, es war Ende 2001, wo ich Jugendliche mit T-Shirts umhergehen sah, die den Terrorangriff auf das World Trade Center verherrlichten. Heutzutage stoßen junge Männer zum IS, die im »arabischen Frühling« radikalisiert wurden; andere begannen ihren Weg in den Dschihad mit der Revolte gegen die Diskriminierung der Sunniten im Irak unter dem einstigen Premierminister Nouri al-Maliki oder mit der Opposition gegen das räuberische, repressive Assad-Regime in Syrien.

Es gäbe also Gründe, den Dschihadismus im weitesten Sinne als revolutionär anzusehen. Nur eines fehlt ihm, nämlich die Condorcet-Eigenschaft. Freiheit ist mitnichten sein Inhalt, allenfalls die Religionsfreiheit der Sunniten extremistischer Provenienz. Der Dschihadismus ist eine Lehre der Unterjochung, insbesondere eines ins Äußerste gesteigerten Patriarchats.

Man würde den Revolutionsbegriff auch dann allzu sehr strapazieren, wollte man ihn auf den Faschismus und Nationalsozialismus ausweiten. Es gibt zwar Historiker, die in diesem Zusammenhang von Revolution sprechen, außerdem gehört der Revolutionsbegriff zur Selbstbeschreibung damaliger und auch heutiger Naziverbände. Aber schon im Jahr 1939 hat Sebastian Haffner das Thema erledigt, als er den Sieg der Nazis mit diesen Worten beschrieb: »Barrikaden sind vielleicht etwas Veraltetes, aber irgendeine Form von Spontaneität, Erhebung, Einsatz und Aufstand scheint doch wohl essentiell zu einer echten Revolution zu gehören. Der März 1933 enthielt nichts davon. Sein Geschehen war aus den seltsamsten Elementen zusammengebraut, aber das einzige, was völlig darin

fehlte, war irgendeine Tat des Muts, der Tapferkeit und Hochherzigkeit von irgendeiner Seite.«³⁴ Und an anderer Stelle: »Jede Revolution bei anderen Völkern hat, wieviel Blutverlust und momentane Schwächung sie immer mit sich bringen mochte, zu einer ungeheuren Steigerung aller moralischen Energien auf beiden kämpfenden Seiten geführt ... Die heutigen Deutschen haben an der Stelle, wo dieser Kraftquell entspringen müßte, nur die Erinnerung an Schande, Feigheit und Schwäche.«³⁵

Besehen wir uns die heutigen Nazis, so mögen sie zwar noch so revolutionär tönen – ihre Taten bestehen beispielsweise darin, verängstigten und schwachen Menschen das Dach über dem Kopf anzuzünden oder arglose Gemüsehändler zu erschießen. Vor allem aber verfechten Nazis und Faschisten, ganz wie der IS, nur die Freiheit für ihrsgleichen, genügen also dem Condorcet-Kriterium nicht im Ansatz.

Schließlich noch eine Bemerkung zur »konservativen Revolution«. Ihre Vertreter sind nicht einfach Konterrevolutionäre. Ideologen wie Oswald Spengler, Ernst Jünger oder Carl Schmitt haben weniger die Revolution als den Status quo zum Feind; ihr geistiger Fluchtpunkt ist faschistisch, nämlich die Wiedergeburt einer fernvergangenen, herbeifantasierten Nationalwelt, die sie aber nicht als Zuwachs von Freiheit, sondern von Echtheit verstehen, nicht von Pluralität, sondern von Identität. Wollten wir das revolutionär nennen, dann würde das Wort doch allzu blass und beliebig.

Eigentlich sind diese Leute auch nicht konservativ. Der Konservative will ja nicht den Status quo aufkündigen, sondern das in seinen Augen Beste daran bewahren (weshalb ihm die Revolution natürlich ein Horror ist).

Den Konservatismus hat sein geistiger Ahnherr Edmund Burke, Zeitgenosse und Gegner der Französischen Revolution, in seinem Manifest »Reflections on the Revolution in France« so beschrieben: »anstatt unsere alten Vorurteile wegzuwerfen, halten wir sie in beträchtlichem Maße in Ehren und, um uns noch mehr Schande auf unser Haupt zu fügen, wir halten sie in Ehren, gerade weil sie Vorurteile sind: Und je länger sie überdauert haben, und je allgemeiner sie vorherrschten, desto höher halten wir sie in Ehren. Wir fürchten uns davor, jedermann von seinem eigenen Vorrat an Vernunft leben zu lassen, weil wir den Verdacht hegen, dass eines jeden Vorrat klein ist und dass die Individuen besser daran täten, vom allgemeinen Konto und Kapital der Nationen und Zeitalter Gebrauch zu machen.«³⁶ Weshalb Burke davor warnte, England nach dem Vorbild der französischen Revolutionäre in eine parlamentarische Republik zu verwandeln.

Nun hätten wir den Revolutionsbegriff also ein wenig abgegrenzt und konturiert. Ausgemalt ist er indes noch lange nicht. So ist die Revolution beispielsweise auch eine Lebensweise, just das hatte mich in früher Jugend und auch später noch lange angezogen. Frei bin ich von dieser Faszination bis heute nicht. Um diese Lebensweise zu studieren – und zu kritisieren –, ist es sinnvoll, sich einige Revolutionäre näher anzusehen.